

Eine *Crone* für die Nachwelt

Zur Beschäftigung mit mittelhochdeutschen Texten im Feuilleton

Tilman Spreckelsen

Wer zu den etwa fünf Millionen gehört, die regelmäßig die wöchentliche ARD-Arztserie *In aller Freundschaft* einschalten, der hat möglicherweise auch noch die Folge 876 in Erinnerung, die am 19.11.2019 erstmals ausgestrahlt worden ist.

Sie trägt den Titel *Schöne Aussichten* und berichtet in einem Strang von einem mittelalterbegeisterten Großvater, der für seinen Enkel, den Sohn der alleinerziehenden Tochter, auf einer Burg einen Themengeburtstag ausrichtet. Jener Michael Pawletko also trägt eine Narrenkappe, spielt, lacht und singt, der kleine Fabian freut sich an dem lustigen Großvater, der im Brotberuf offenbar auf Mittelaltermärkten ausstellt, und an dem Dekor: an der Krone, die er trägt, an der Tischdekoration, den Kostümen und wohl nicht zuletzt an der Burg, in der das alles stattfindet. Dann aber übertreibt es der Großvater mit dem Mittelalter: Er steckt dem Jungen einen Plastikritter auf sein Tortenstück, der Junge isst die Figur geistesabwesend und muss sofort – wir befinden uns in einer Krankenhausserie! – in die Sachsenklinik gebracht werden. Übrigens hängt dann nach der erfolgreichen Operation die fällige Komplikation wieder mit dem Plastikritter zusammen. Der wurde nämlich von den Ärzten aus dem Bauch des Jungen herausbefördert, nicht aber sein loses Schwert, für das es dann eine zweite Operation braucht.

Auf der Kommentarseite der Mediathek¹ schreibt ein Nutzer, in dieser Folge komme die ARD nicht nur ihrem Unterhaltungs-, sondern auch ihrem Bildungsauftrag nach. Er spricht allerdings aus guten Gründen nicht von dem Mittelalterstrang, sondern meint einen zweiten, der von der Erprobung eines noch nicht zugelassenen Medikaments erzählt.

Das Mittelalter trägt also hier ein harmlos verschrobenes Gesicht, es trägt kindliche Züge oder fast sogar kindische, die dann ungewollt eine echte Gefahr heraufbeschwören.

1 <https://www.ardmediathek.de/sendung/in-aller-freundschaft/Y3jpZDovL21kcis5kZS9zZW5kZSJlaWhlb18oYjYwMzEyMSozZDEoLTQ4MWUtODFkYyooNmFinzlyMjFkZTg/> (letzter Zugriff: 23.12.2021).

Am anderen Ende der Skala, die bemisst, wie vom Mittelalter in einer breiteren Öffentlichkeit gesprochen wird, findet sich etwa der Bericht über einen blutigen Mord im Londoner Osten, wie ihn uns die Bild-Zeitung vom 11.01.2020 übermittelt. Unter der Überschrift *Ehemann bei Liebesduell erstochen* lesen wir von einer Frau, ihrem Liebhaber und ihrem Ehemann. Die Frau habe die beiden Männer dazu gebracht, in einem Zweikampf um sie zu kämpfen, und zwar mit Messern. »Die Geschichte hört sich mittelalterlich an«, schreibt die Zeitung, und ein im Artikel zitierter Staatsanwalt wählt dieselbe Metaphorik: »Das Ziel des Kampfes«, so der Jurist, »war es, das Problem der Angeklagten mithilfe von Gewalt aus der Welt zu schaffen – also ein mittelalterliches Duell auf Leben und Tod zu veranstalten.«

Nun könnte ein solches Duell auf Leben und Tod prinzipiell auf eine ganze Reihe von Epochen verweisen, man lese dazu nur die von Uwe Schultz herausgegebene Sammlung *Duell*.² Auf eine ganze Reihe von Epochen würde das Wort sogar erheblich besser passen. Hier ist die Assoziation aber ausdrücklich Mittelalter, wohl weil dabei ein in diesem Zusammenhang gern gebrauchtes Adjektiv mitschwingt – das ›finstere‹ Mittelalter nämlich, die Zeit der blutigen Schwerter, der Ketzer-Kreuzzüge und der Pest.

Also, was ist das, dieses Mittelalter? In einem Text mit dem provokanten Titel *Geht's ein bisschen echter?*³ schreibt der Historiker Valentin Groebner über den problematischen Begriff ›Mittelalter‹ und warum der in der Einzahl – ›das‹ Mittelalter – keine »allzu brauchbare Bezeichnung«⁴ sei: »Zwischen der Plünderung Roms im fünften Jahrhundert und der Entdeckung der Neuen Welt tausend Jahre später ist in Europa einfach sehr, sehr viel passiert, und nur wenig davon passt in die gängige Schublade ›mittelalterlich‹.«⁵

In der Folge beschreibt Groebner die Hinwendung zu jener Zeit, die Charakteristika dieses Interesses und das Dilemma derer, die sich ihm hingeben, um sich »jenes scheinbar unverfremdete, neu entdeckte Älteste«⁶ anzueignen. Ein unerfüllbarer Wunsch, so Groebner:

»Denn alle Begeisterung konnte bereits die Historiker des 19. Jahrhunderts, allesamt kluge Leute, nicht darüber hinwegtäuschen, dass alte Dokumente und Überreste, einmal aufgefunden, sich eben nur als alte Dokumente und bloße Reste erwiesen, deren Bezüge verloren und erloschen waren. Authentische Texte und Bilder aus dem Mittelalter lassen sich nämlich recht zuverlässig daran erkennen,

2 Schultz, Uwe: *Duell*. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a.M. 1996.

3 Groebner, Valentin: »Geht's ein bisschen echter?«, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 10.09.2010, S. 63f.

4 Ebd., S. 63.

5 Ebd.

6 Ebd.

dass sie keine Ansatzpunkte für die Empfindungen ihrer modernen Betrachterinnen und Betrachter bieten. Ganz im Gegensatz zu den Fälschungen: Die befriedigten stets die Wünsche ihrer Entdecker, sofort und bis in alle Details. Echtes Mittelalter, um es anders zu sagen, fühlt sich im Rohzustand, unbearbeitet, einfach nicht sehr mittelalterlich an.«⁷

Eben deshalb benötige ›das‹ Mittelalter einen Erzähler, »der die bloße fragmentarische und widersprüchliche Vergangenheit in wieder konsumierbare Geschichte verwandeln kann, komplett mit Vorläufern, Höhepunkten und Epilogen.«⁸

Groebners Text eröffnet die vierseitige Wissenschaftsbeilage der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 10.09.2010. Ihr Titel, ganz unproblematisiert: *Mittelalter spezial*. Und natürlich versucht diese Beilage auf ihre Weise die Frage, was denn das für Erzähler sind, von denen Groebner spricht, zu beantworten, indem sie dort Artikel zu mediävistischen Themen versammelt: Es geht in ihnen um die große Stauferausstellung in Mannheim ebenso wie um den Mythos des schlafenden Barbarossa, um die Heilige Elisabeth von Thüringen und um einen heutigen Waffenforscher, der die Arsenale der nationalen und internationalen Museen bereist und die als mittelalterlich bezeichneten Exponate auf ihre Echtheit hin untersucht. All diesen Texten gemein ist, dass sie sich für die Rezeption ebenso interessieren wie für das Rezipierte, für das Spannungsfeld also zwischen den Relikten von Wikingerschiffen einerseits und den Erwartungen derjenigen andererseits, die in den Nachbauten oder Neuschöpfungen solcher Schiffe in See stechen.

Welche Rolle spielen also mittelalterliche Themen, hier fokussiert auf mittelhochdeutsche Texte, in der heutigen Zeitungslandschaft? Dass die Frage im Rahmen dieses Beitrags mit einem Blick auf die Archive der wichtigsten deutschen Zeitungen nur angerissen werden kann, liegt auf der Hand, und ebenso, dass die Genese solcher Artikel ein komplizierter Prozess ist, der von einer ganzen Reihe von Faktoren abhängt: Vom Charakter des einzelnen Periodikums zunächst, vom Spannungsfeld zwischen der vermuteten Erwartung der Leserinnen und Leser und dem Interesse der jeweiligen Redaktion, vom äußeren Anlass – das kann eine Neuerscheinung oder ein Handschriftenfund sein oder auch ein Ereignis, das nicht direkt mit dem Korpus mittelalterlicher Literatur zu tun hat, nach Meinung einer Redaktion aber einleuchtend darin gespiegelt werden kann. Und schließlich von der immer neu zu beantwortenden Frage, wie sich eine Redaktion dazu stellt, dass die Beschäftigung mit mediävistischen Texten in den Schulen abnimmt, dass an Universitäten ein Germanistikstudium immer häufiger ohne tiefe Vertrautheit mit dem *Iwein* absolviert werden kann, dass aber auf der anderen Seite die Zahl derer, die mit dem mittelalterlichen Dekor von *Game of Thrones* und Ähnlichem zu

7 Ebd.

8 Ebd.

tun haben, stetig wächst. Denn natürlich sind mittelhochdeutsche Texte 800 Jahre später nur noch schwer ohne ihre Rezeptionsgeschichte zu betrachten, über Stationen wie weitgehende Vergessenheit, wüste Ablehnung wie die des Preußenkönigs Friedrich und sein herrlich ignorantes Urteil, er wolle das *Nibelungenlied*, dieses »elende Zeug«, in seiner Bibliothek nicht dulden, es sei »nicht einen Schuss Pulver wert«⁹, und wiederum die Begeisterung, mit der sich die Generation der Autorinnen und Autoren nach 1800 die Texte wie die darin transportierten Stoffe aneignete. Als ein Beispiel unter vielen sei der Dichter Karl Immermann zitiert, der am 18.04.1831 an seinen Bruder Ferdinand schreibt:

»Das Altdeutsche vermittelte auch eine Bekanntschaft mit dem ›Tristan‹, den ich jetzt mit großem Entzücken lese. Das ist ein ganz herrlicher Gehalt. Es ist in mir der Plan entstanden, einmal dereinst dieses Gedicht in neuer künstlerischer Form aufzuwecken, und zwar so, dass nur der Stoff Gottfrieds von Straßburg, die Behandlung aber mir angehören möchte. Jammerschade, dass so prächtige Sachen unter den Gelehrten vermodern! Man muss sie dem Volk schenken.«¹⁰

Soweit Karl Immermann, und dass ›das Volk‹ sein Geschenk wirklich angenommen hat, ist eher unwahrscheinlich. Die Neugermanistik jedenfalls hat um Immermanns *Tristan* gern einen Bogen gemacht, und der gestrenge Friedrich Sengle urteilte, Immermann, der über der Arbeit am *Tristan* 1840 gestorben ist, trete so im »poetischen Narrenkostüm« ab.¹¹ Wahrscheinlich wird man aus heutiger Perspektive ähnlich über viele vergleichbare literarische Aktualisierungen mediävistischer Stoffe urteilen, die im 19. Jahrhundert entstanden sind.

Aber wie sieht der Beitrag aus, den Zeitungen leisten können, dieses Geschenk im Sinne Immermanns an ihre Leserinnen und Leser weiterzugeben, also publizistisch produktiv mit dem Erbe mittelhochdeutscher Literatur umzugehen? Dies soll in der Folge an Artikeln aus der vergangenen Dekade gezeigt werden, die sich direkt oder metaphorisch mit zwei Werken und einer Gattung beschäftigen: Mit dem *Nibelungenlied*, mit Wolframs *Parzival* und mit dem Minnesang.

Ein Beispiel dieser Gattung, das Tagelied *Owê, sol aber mir iemer mê* des Heinrich von Morungen, hat Peter von Matt am 16.10.2010 für die *Frankfurter Anthologie* der F.A.Z. (S. Z4) besprochen – dafür braucht es keinen besonderen Anlass, nur dass sich ein wortgewandter Liebhaber für ein Gedicht eigener Wahl stark macht. Und nimmt zudem ein Philologe wie von Matt sich eines solchen Textes an, dann wird

9 Zitiert nach: Heinze, Joachim: *Die Nibelungen: Lied und Sage*, Darmstadt 2005, S. 111.

10 Immermann, Karl Leberecht: *Briefe*. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden, Bd. 1, hg. von Peter Hasubek, München 1978, S. 923.

11 Sengle, Friedrich: *Biedermeierzeit: Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*, Bd. 3: *Die Dichter*, Stuttgart 1980, S. 886.

aus der Interpretation des einzelnen Gedichts ein Blick auf die Gattung und sogar über die Zeit hinaus: »Morungen«, so schreibt er,

»der radikale Künstler, verdichtet den Ablauf von Haben und Verlieren, von Glück und Schmerz zu einer traumähnlichen Gleichzeitigkeit. Damit lotet er, um das Jahr 1200, Möglichkeiten des Gedichts aus, die wir sonst zu den Errungenschaften der Moderne rechnen.«

Dieser Brückenschlag über Jahrhunderte hinweg ist die Ausnahme, wenn in deutschen Zeitungen vom Minnesang die Rede ist. Meist ist das Gegenteil der Fall: Das M-Wort avanciert oft geradezu zum Signum einer bestimmten Vergangenheit, wo es dann in einer Reihe mit Ritter, Dame, Hoffest und dergleichen mehr erscheint, und wenn die Zeitschrift *Euro*, feuilletonistischer Neigungen eigentlich ganz unverdächtig, 2014 in ihrer Mai-Ausgabe (S. 184) über den speziellen Immobilienmarkt der Schlösser und Burgen schreibt und vor dem Aufwand warnt, den ein Besitzer treiben müsse, lautet die Überschrift: *Nebenkosten statt Minnesang*. Das Wort darf nicht fehlen, wenn es um entsprechende Veranstaltungen zum historischen Reenactment geht und um das Ziel, »Minnesang und höfische Kultur erfahrbar zu machen«, wie es in einer Ankündigung zum Begleitprogramm der Ausstellung *Mainz 1184* heißt (F.A.Z. vom 05.02.2011, S. 56).

Diesen Versuch unternehmen Musikerinnen und Musiker auch auf Plattenaufnahmen, die dann im Feuilleton besprochen werden: Eher puristische Aufnahmen, wie *Klang der Staufer* (2010) von der Capella Antiqua aus Bamberg in der F.A.Z. vom 28.04.2011 (S. 30), oder aber solche, die – wie die Rezensentinnen und Rezensenten dann vermuten – »Minnesang« mit anderen, moderneren Stilen mischen, etwa die Sängerin Joanna Newsom, die das, so die taz am 12.03.2010 (S. 15), mit »Jazz, Vaudeville, Gospel und Blues« mischt und, so die Zeit sechs Tage darauf (S. 61), den »Minnesang für die Popmusik entdeckt«. Auch hier fungiert der Minnesang als irritierend unzeitgemäße Flaschenpost aus der versunkenen Welt des Mittelalters, etwa im Werk des Minnesang-Erben Leonard Cohens, der in der NZZ vom 27.01.2012 (S. 21) zugleich als »Der Troubadour der mystischen Liebe« bezeichnet wird. Während die taz grundsätzlich fragt, ob Techno nicht nur »anders in Szene gesetzter Minnesang« sei (24.10.2015, S. 58).

Überhaupt: Wer gilt nicht alles als Minnesänger in deutschen Printmedien? Der Pop-Sänger James Blake etwa, dessen »elektronischer Minnegesang«, so Joachim Hentschel in der Süddeutschen Zeitung vom 06.04.2013 (S. 14), »anheimelnd spukig« und »melancholisch zerbröselnd« das »Frequenzspektrum zwischen hohem Hundejaulen und dem tiefen Reggae-Bassmurren« ausschöpft – das ist eine recht eigenwillige Interpretation mittelalterlicher Musiktradition.

Oder Peter Gabriel (SZ vom 19.03.2010), der Opernsänger Pavel Cernoch und Herbert Grönemeyer, der sich die Rolle als einziger übrigens selbst zuspricht: »Ich bin ein Minnesänger, der ständig unterm Fenster steht, damit die Liebste mich

erhört«, sagte er vor bald sechs Jahren auf der LitCologne (F.A.Z. vom 13.03.2015, S. 12). Oder der deutsche Autor Martin Walser – dem Christopher Schmidt in der Süddeutschen Zeitung vom 10.09.2012 (S. 14) im Zusammenhang mit seinem Roman *Das dreizehnte Kapitel* (2012) bescheinigt, das Buch sei »Verbalerotik der sublimsten Art, ein versilberter Minnesang, ein Pas de deux der Betörung mit schon leicht rheumatischer Intonation«. Alter schützt nicht vor der Zuschreibung als Minnesänger, im Gegenteil: Der Verdacht, dass damit ein allmählich Aus-Der-Welt-Gefallen-Sein evoziert werden soll, liegt nahe. So wie beim isländischen Autor Þórbergur Þórðason, der in Die Welt vom 01.10.2011 (S. 5) irritierenderweise im selben Atemzug als »Islands literarischer Modernisierer« bezeichnet wird und als »romantisch verklärter Minnesänger«, der dann »auf den Rücken diverser Island-Ponys durch das Jahr 1912« zockelt.

Aber auch Menschen wie der Mannheimer Staatsanwalt Lars-Torben Oltrogge, Ankläger im Kachelmann-Prozess und, so der Stern am 19.05.2011 (S. 32-44), vom »Typ Walther von der Vogelweide, helle Stimme, halblange Locken«. Doch der Schein täuscht, so immer noch der Stern: »Sobald er im Gerichtssaal sitzt, ist von Minnesang keine Spur. Da argumentiert er scharf, da wird seine Stimme mitunter schrill wie eine Signalpfeife« – und wer keine rechte Vorstellung von den Bedingungen hat, unter denen Minnesang üblicherweise vorgebracht wird, weiß nun dank der Stern-Autorin, wie das eben nicht geschah.

Andere Artikel nehmen den Minnesang als Beispiel dafür, was wir der kulturellen Beeinflussung durch die islamische Welt verdanken (Die Zeit, *Nachhilfe für Sarrazin*, 04.11.2010, S. 52). Aber was nutzt uns das? Minnesang-Kenntnisse gelten zugleich als Beispiel für eine Qualifikation, die keiner braucht, so die SZ am 16.10.2010 (S. V3/16) in einem Artikel zum Arbeitsmarkt, der Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern zum Netzwerken rät, weil das angesichts ihrer Ausbildung – überspitzt gesagt – die letzte Chance auf einen bezahlten Job sei: »Wer als einziger eine dringend benötigte Maschine konstruieren kann, muss nicht unbedingt auch noch sympathisch sein. Wer Experte für mittelhochdeutsche Minnedichtung ist, der schon.«

Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Was damit gemeint ist, deutet die Unterzeile des Artikels an: »Techniker werden umworben, Geisteswissenschaftler müssen tricksen« – und spätestens hier fragt man sich, welche Wege die Assoziationsfreude der Autorin dieses Artikels geht, und ob das Beispiel Minnesang hier nicht deshalb gewählt wird, weil man als Experte hierfür ja quasi vom Fach ist: Wer weiß, wie man um Liebe wirbt, der kann vielleicht auch Arbeitgeber bezirzen, so in etwa.

Das hat Methode. Der Minnesang, nun weitgehend losgelöst von der literarischen Gattung, erscheint besonders häufig als Synonym für hartnäckiges Werben, sogar in der Politik. Uwe Schmitt, der Nordamerika-Korrespondent der Welt, benutzt das Wort besonders gern. Er verwendet ihn etwa, um die »rituelle Werbe-

und Rechenschaftsrede« der amerikanischen Präsidenten zu kennzeichnen, deren Tradition bis zu Woodrow Wilson und ins Jahr 1913 zurückreicht. »Im Zeitalter des Internet und des 24-Stunden-Nachrichtenzyklus«, so Schmitt am 27.01.2011 (S. 3), wirke »der Minnesang des Präsidenten an Amerika und die Amerikaner leicht komisch« – es geht also ums Werben, zugleich aber um eines, das in seiner Form aus der Zeit gefallen ist, eben ins Mittelalter gehört.

In dieser Weise kommentierte auch der Redakteur der Badischen Zeitung Stefan Hupka am 29.11.2018 (S. B10) die überraschende Abwahl des Amtsinhabers Dieter Salomon bei der Freiburger Bürgermeisterwahl im Mai 2018. Hupkas Analyse:

»Das Einzige, mithin Kostbare, das der Wähler von Zeit zu Zeit zu vergeben hat, ist seine Stimme. Bei einer OB-Wahl in Baden-Württemberg nur alle acht Jahre. Umso mehr will um diese Kostbarkeit geworben sein, mit Charme, Komplimenten, Blümchen und anderen Zeichen der Wertschätzung – ein bisschen wie früher beim Minnesang. Das hat der Herausforderer vor dieser Wahl beherrscht, der Titelverteidiger hingegen gar nicht.«

Man muss nicht einverstanden sein mit dieser Einschätzung, die kein besonderes Vertrauen in die mündige Wählerschaft verrät. Die Pointe liegt hier wie in allen Artikeln, die Minnesang rasch mit Werbung gleichsetzen, darin, dass der Kandidat, der Rosen an den Haustüren verteilt und mithin den metaphorischen Minnesang angestimmt hat, die Wahl ja gewonnen hat, dass seine Werbung also erhört worden ist – was ja im literarischen Vorbild gerade nicht das Ziel ist.

Verglichen mit all der Metaphorik – zu der übrigens noch ein weites Feld gehört, in dem Minnesang ganz simpel mit Liebeswerben gleichgesetzt wird und das hier ausgelassen werden muss, auch wenn damit Forschungen zum Balzverhalten von Fischen (SZ vom 13.06.2013, S. 16) und Mäusen (SZ vom 11.10.2012, S. 16) unter den Tisch fallen – ist der Anteil an Artikeln, die sich tatsächlich mit der Gattung und den mittelalterlichen Texten beschäftigen, leider recht klein. Peter von Matts Beitrag für die *Frankfurter Anthologie* ist die Ausnahme, weitere Artikel streifen das Thema immerhin. Etwa in einem Artikel zum »perfekten Liebeslied« in der Frankfurter Rundschau vom 17.06.2015 (S. 38), der bis zum Minnesang zurückgeht, oder in einem Text aus der NZZ am Sonntag vom 26.04.2015 (S. 4), der »Flirt-Tipps aus zwei Jahrtausenden« versammelt und von der besonderen Situation des Anschmachtens eines vergebenen Gegenübers spricht – übrigens unter der Gesamt-Überschrift *Du bist min, ich bin din*. Oder in einer Anthologie zum Liebesbrief (Die Welt vom 12.04.2014, S. 5). Manchmal meint man auch ein großes Aufatmen eines Redakteurs zu hören, der sich endlich über das Thema auslassen darf, das ihm am Herzen liegt, auch wenn der Anlass etwas gezwungen erscheint: »Als man mit Musik noch Krieg führte« heißt ein Artikel von Ulli Kulke aus der Welt am Sonntag vom 26.05.2013 (S. 20). Der Vorspann erwähnt dann auch Die-

ter Bohlen und den European Song Contest, der gerade stattfindet, eigentlich geht es dem Autor in seinem langen Text aber um den Sängerkrieg auf der Wartburg vor 800 Jahren. Es bleibt dann dem Lyriker Jan Wagner vorbehalten, wiederum in einem langen Text (F.A.Z. vom 09.03.2013, S. L4) über Minnesang und nur Minnesang zu schreiben, ganz ohne Bürgermeisterwahlen, schmachtende Fische oder Herbert Grönemeyer. Und vor allem ohne Metaphern. Sein Anlass ist ein neues Buch mit Liedern von Walther von der Vogelweide.¹²

Der Umgang mit den Nibelungen ist strukturell durchaus vergleichbar, aber die Konnotation ist eine ganz andere. Da sich ein in Bamberg gehaltener Vortrag speziell zu diesem Thema im Druck befindet¹³, sollen an dieser Stelle nur die Ergebnisse knapp zusammengefasst werden. Zunächst fällt auf, dass wenn in Zeitungen von Nibelungen die Rede ist, die Treue nicht weit ist – meist treten sie gemeinsam auf. Die ›Nibelungentreue‹ ist dann in der Regel eine Metapher für politische Allianzen, die dem einen Unheil bringen, wenn der andere untergeht. Die Gründe dafür liegen in großer Loyalität, fehlgeleitetem politischen Kalkül oder Blindheit für die Zeichen der Zeit; dann ist die Nibelungentreue eine Konstitution, die der Realpolitiker entgegengesetzt ist. Auffällig häufig wird aber auch das Wort Nibelungen der Treue ohne anderen ersichtlichen Grund als den der Verstärkung vorangestellt: Es gibt die Treue, und wenn sie groß ist, nennt man sie ›Nibelungentreue‹.

Allerdings gibt es auch Artikel, die etwas näher am Epos angesiedelt sind, weil sie sich etwa den Nibelungenfestspielen in Worms widmen und dann das mittelhochdeutsche Werk zum Vergleich heranziehen. Es geht mitunter um Fritz Langs Film *DIE NIBELUNGEN* (D 1924, R.: Fritz Lang), um moderne belletristische Adaptionen wie Ulrike Draesners Buch *Nibelungen. Heimsuchung* (2016) oder – eher selten – um das Epos selbst. Und es geht in den Berichten auch um eine Rezeption des Textes durch rechtsgerichtete Politikerinnen und Politiker oder Hooligans, die sich von den darin geschilderten großen Kämpfen angezogen fühlen, die sie – im Fall der Hooligans – als Vorbild für ihre glücklicherweise im kleineren Maßstab durchgeführten Gruppenprügeleien nehmen. Sie nennen sie ›Kampf der Nibelungen‹.

Ähnlich wie in der Nibelungenrezeption in den Zeitungen verengt sich auch der Blick auf Wolframs *Parzival*. Es ist ein fast zum Schlagwort gewordenes Attribut des Romanhelden, der ›reine Tor‹ zu sein, was wiederum auf eine Adaption, auf

12 Walther von der Vogelweide: Gedichte. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übersetzt und kommentiert von Horst Brunner, Stuttgart 2012.

13 In: Bennewitz, Ingrid/Goller, Detlef (Hg.): *altiu maere* heute. Die Nibelungen und ihre Rezeption im 21. Jahrhundert, Bamberg 2022 [im Druck].

Richard Wagners *Parsifal* zurückgeht. Jedenfalls prägt das Schlagwort diese Rezeption offenbar ebenso entscheidend wie die Treue das metaphorische Sprechen von den Nibelungen. Der produktiven Phantasie der Zeitungsautorinnen und -autoren scheinen dabei keine Grenzen gesetzt, und die Bandbreite derer, die alle auf irgendeine Weise Parzival sind, überrascht ebenso wie mancher Zusammenhang, in den die Figur gestellt wird.

Für Die Welt vom 01.06.2019 (S. 27) wird etwa ein Protagonist aus Colson Whiteheads historischem Florida-Roman *The Nickel Boys* (2019) zum »Parzival der Bürgerrechtsbewegung«, und während man sich noch fragt, wie das zusammengeht, liefert der Autor die dürftige Erklärung: Die Figur sei eben »der reine Tor dieses Romans.« Das verbindet ihn in den Augen der Zeit vom 13.09.2018 (S. 46) mit dem Reality-TV-Star Daniel Küblböck (»ein Parzival, ein reiner Tor«), mit der Titelheldin aus dem Film *VICTORIA* (D 2015, R.: Sebastian Schipper; »ein Tor, ein junger, spanischer und weiblicher Parzival«, Welt am Sonntag vom 07.06.2015, S. 44) oder der Hauptfigur des Films *TORE TANZT* (D 2013, R.: Katrin Gebbe), dessen Name ihn schon als »reinen Tor im Parzival'schen Sinne« ausweise (Frankfurter Rundschau vom 29.11.2013, S. 32), mit Toto, dem »Unschuldswesen« aus Sibylle Bergs Roman *Vielen Dank für das Leben* (2012), verwandt mit »Parzival, dem reinen Tor, der nicht weiß, was falsch und was richtig ist« (Der Spiegel vom 30.07.2012, S. 132), mit dem Rutengänger Paul Prosche aus Altenburg (»ein parawissenschaftlicher Parzival – der reine Tor«, Welt am Sonntag vom 27.07.2014, S. 10), während ein Protagonist aus Peter Handkes *Versuch über den Pilznarren* (2012) interessanterweise als »Gawan und Parzival zugleich« erscheint: »Mit leichter Hand geht er mit den Missständen der Weltgeschichte um, und doch gerät er als reiner Tor und Narr in Konflikte, die ihn zum Außenseiter und Auserwählten zu bestimmen scheinen« (F.A.Z. vom 05.10.2013, S. L14). Bilbo Beutlin ist ein »zwergwüchsiger Parzival, dem sein Gral, sein Ring der Macht, zufällt, ohne dass er nach ihm gesucht hätte« (SZ vom 29.11.2012, S. 4), Kafkas Karl Rossmann »ein reiner Tor, ein Parzival aus Prag« (F.A.Z. vom 20.04.2012, S. 33), den ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler tauft Heribert Prantl in der SZ vom 01.06.2010 (S. 2) »Präsident Parzival«, weil er sich in der Finanzkrise als »Tor« erwiesen habe, anders als Wolframs Figur dann aber auch die zweite Chance auf den Gral vertan hätte.

Dank einiger Bühnenadaptionen des Stoffes wird aber auch mittelbar über den Roman selbst berichtet, etwa in einer Rezension von Tankred Dorsts *Parzival* in Wien (F.A.Z. vom 29.04.2014, S. 12), wo die Figur »nicht so sehr tumber Tor als brutaler Schläger« ist. Auch über Lukas Bärfuss' *Parzival* in Hannover mit Sandra Hüller heißt es, der Autor habe »seinen ›reinen Tor‹ als eiskaltes Killerkind angelegt« (Die Welt vom 15.01.2010, S. 26). Auf der Tocotronic-Platte »Rotes Album« (2015) finden sich die Zeilen »Darling Candy Parzifal / Trinkst Cherry-Cola aus dem Gral«, schreibt die F.A.Z. am 05.05.2015 (S. 11), und nicht nur die Hybridform des Namens Parzifal aus Wolframs *Parzival* und Wagners *Parsifal* gibt hier Rätsel auf.

Dass jedenfalls das Mittelalter in Zeitungstexten, die von Parzival sprechen, kaum eine Rolle spielt, wird sehr deutlich. Am ehesten kommt es noch in Reisereportagen vor, deren Autorinnen und Autoren sich auf die Suche nach Orten begeben, die mit Wolfram oder seinem Werk in Beziehung stehen könnten, wie etwa die Burg Wildenberg im Odenwald, wo sich Wolfram »vor 800 Jahren die Sinnfrage stellte«, wie die SZ am 27.02.2016 (S. 53) schreibt.

Das Mittelalter, ein großes Missverständnis? Vom Minnesang, den Nibelungen und Wolframs Parzival bleibt jedenfalls in der modernen Rezeption, wie Zeitungen sie dokumentieren, mitunter wenig übrig. Der Eindruck, dass wir in diesem Punkt vielleicht schon einmal weiter waren, speist sich natürlich auch aus der Tatsache, dass es seit dem Tod von Peter Wapnewski eigentlich keine Mediävistin oder keinen Mediävisten selbst mehr gibt, die oder der mit der ganzen Autorität des Fachwissens die Bühne der Zeitungen und Zeitschriften, des Fernsehens und des Radios betritt, um für diese Stoffe zu werben – vom Internet ganz zu schweigen. Natürlich gibt es in all diesen Medien Expertinnen und Experten, die auch präsent sind, aber nicht in dieser Weise und mit dieser Wirkung. Womöglich auch, weil es eine Bühne, die dafür bereit wäre, so auch nicht mehr gibt.

Wie also könnte eine Beschäftigung mit den Texten selbst heute aussehen, welche Relevanz besitzen sie jenseits der schieren Existenz und ihrer philologischen Erforschung, neben den Ausdeutungsmöglichkeiten, die ihnen offenbar innewohnen, neben den Metaphern, die sie uns liefern und die inzwischen ein derart weitgestricktes Netz bilden, um es über die Erscheinungen unserer Welt zu werfen, dass sie mit ihrem Ursprung längst nur noch durch einen dünnen Faden verbunden sind?

Ein Beispiel sei genannt, kein Artikel, sondern ein Buch, aber sein Ansatz taugt auch für die kürzere Form, und seine Teile – es besteht aus sechs längeren Kapiteln – könnte man sich durchaus auch in einem Periodikum vorstellen. Der Autor, Nicholas Jubber, arbeitet als Journalist unter anderem für den Guardian und den Observer. Für sein Projekt, ein Buch mit dem Titel *Epic Continent*, erschienen 2019 im Verlag Nicholas Brealey,¹⁴ hat er einen Sommer lang bestimmte Regionen Europas bereist, im Kopf je ein mittelalterliches Epos sowie, als Ausnahme, die *Odyssee*, geleitet von der Fragestellung, welche Spuren es jeweils in der bereisten Gegend und ihren Bewohnerinnen und Bewohnern hinterlassen hat: Das *Epos vom Amselfeld* im ehemaligen Jugoslawien, das *Rolandslied* in Italien, Spanien und Frankreich, das *Nibelungenlied* in Mitteleuropa, der *Beowulf* in Dänemark und England, die *Njals-Saga* in Island. Allein die Beschreibung der Reise durch Serbien und Bosnien, der serbischen Gusle-Spieler und ihrer besonderen Beziehung zu dem *Lied vom Amselfeld* belohnt schon für die Lektüre des Buchs. Und zeigt eindringlich auf, dass es

14 Jubber, Nicholas: *Epic Continent: Adventures in the Great Stories of Europe*, London 2019.

die Rezeption der Texte ist, um die wir uns kümmern sollten. Um zu verstehen, welches Potential sie noch haben, im Guten wie im Bösen. Dass sie aber Potential haben, davon zeugen nicht zuletzt die Spuren, die sie in den Zeitungen – und damit der Sprache – unserer Gegenwart hinterlassen haben und weiter hinterlassen werden.

